

Fliegende Holländer von heute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **210 (1937)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich glaube mich nicht verrechnet zu haben.“ Peter und Bianca waren aufgefahren: „Ja, stehen Sie denn mit dem Satan im Bunde, oder sind Sie es selbst? Ich habe doch nichts mit Blut unterschrieben!“ Der Alte kicherte: „Ich habe Ihnen nicht ganz getraut und bin in der Nähe des Tisches geblieben.“ Peter zählte das Geld auf die Bank, ihm blieb wirklich ungefähr die Summe, die Milhaud genannt hatte. „Ich wollte Sie nur verblüffen, junger Herr“, lachte der Greis, „also, auf morgen?“ — „Nein“, Peter wollte nicht. „Danke, nein, seien Sie mir nicht böse, Monsieur Milhaud, aber wir haben genug. Wir sind auf der Hochzeitsreise, wir wollen nach Ägypten oder Algerien, über Sizilien oder Marseille. Mir ist das Ganze zu aufregend. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit!“ Der Alte zuckte die mageren Schultern: „Muß ich mich nach einem andern Mitarbeiter umsehen. Schade! Wer weiß, ob man mich armen alten Mann nicht betrügen wird. Na — besten Dank, und gute Reise!“ Er trippelte an seinem dicken Stock davon. Peter und Bianca sahen einander an. Wenn das nicht das tollste Abenteuer war! Sie nahmen sofort ein Zimmer in einem ersten Hotel, nicht im „Des Princes“, wo Milhaud wohnte, und fuhren tags darauf über Genua nach dem Süden: außer den italienischen Nichtstuern vor den Kaffeehäusern waren sie die glücklichsten Menschen unter dieser gelb flammenden Sonne. —

Viele Monate später lasen sie in einer Zeitung folgende Notiz:

Emanuele Gaspard Conti
in Monte Carlo verhaftet!

Man hat soeben den Chef der großen Verbrecherbande, deren einzelne Mitglieder noch unbekannt sind, in Monte Carlo verhaftet. Conti, der auch unter dem Namen Milhaud auftrat und angeblich ganz einfach Duval heißt, hatte falsches französisches Geld hergestellt (wie und wo ist noch fraglich) und es nicht auf die riskante gewöhnliche Art in Umlauf gesetzt, sondern er war auf die folgende originelle Idee gekommen: er machte sich an arme Teufel heran, die ihr ganzes Geld verspielt hatten, und bat sie, für ihn, der in der Maske eines Greises auftrat, zu spielen. Er stellte ihnen eine große

Summe zur Verfügung, zehn Prozent des Gewinns gehörten ihnen. Er muß auf diese Weise Millionen verdient haben, die man allerdings nur zum Teil bei ihm fand. In seinen Aufzeichnungen haben sich viele Namen solcher Helfer feststellen lassen, so ein Michel, ein René, eine Charlotte, ein Peter, ein „Herr X.“ usw. Es ist aber unwahrscheinlich, daß sich diese Leute, die im guten Glauben gehandelt haben dürften, melden werden. Die Polizei...“

Peter küßte seine Frau auf den Mund: „Mädchen! Weiß der Himmel, daß das unwahrscheinlich ist! Wir haben unsere Hochzeitsreise im ‚guten Glauben‘ ehrlich und sehr aufregend verdient. Aber sehr!“

Noch nie.

„Fräulein Käthchen, es gibt ein Sprichwort: Ein Kuß ohne Schnurrbart ist wie ein Ei ohne Salz. Verhält sich das wirklich so?“

„Ich, ich weiß nicht, ich kann's nicht sagen! Denn ich habe noch nie in meinem Leben...“

„Na, Fräulein Käthe!“

„... ein Ei ohne Salz gegessen!“

Die Sonne.

Früher nanntest du mich die Sonne deines Lebens, und heute...“

Das bist du in gewissem Sinne auch heute noch!

In welchem Sinne?

Insofern, als du mir das Leben heiß macht!

Fliegende Holländer von heute.

Immer wieder kommt es vor, daß Schiffe unterwegs spurlos verschwinden. Aber daß derartige Ereignisse in unserer Zeit mit ihren so vervollkommenen technischen Errungenschaften gar nicht so selten sind, wird doch manchen verwundern. Geradezu spukhafte Vorfälle haben noch in den letzten Jahren auf See stattgefunden, deren Lösung bisher vergeblich versucht wurde.

Da ist z. B. das geheimnisvolle Schicksal, das den russischen Kreuzer „Russalka“ im Jahre 1893 traf. Das Schiff war zu einer Übungsfahrt in die Ostsee ausgelaufen und wurde zu



Jagdstaffel in Keilformation über dem Herzen der Bündner Alpen.
(Mit Bewilligung des Fliegerwaffenplatz-Kommandos Dübendorf.)

der vorgesehenen Zeit von der Insel Dagö aus von Fischern gesehen. Seitdem hat man aber nie wieder etwas von der „Russalka“ gehört. Der Kommandant, Kapitän Saglodin, mitsamt der zweihundert Köpfe starken Besatzung verschwand restlos von der Erde. In der Nacht, in der sich die Katastrophe zugetragen haben muß, wehte ein keineswegs starker Wind. An eine Kesselplosion kann man kaum glauben, da andernfalls mit ziemlicher Sicherheit Trümmer irgendwelcher Art irgendwo angetrieben sein würden. Es bleibt daher nur die Feststellung, daß der Kreuzer mit seiner starken Besatzung einfach verschwunden ist.

Ein Jahrfrüht erst ist vergangen, seit der englische Postdampfer „Calder“, der zwischen Hamburg und Hull verkehrte, gleichfalls ver-

schwand. In diesem Falle wurden wenigstens Stücke Treibholz und ein leeres Rettungsboot nach einiger Zeit aufgefunden. Das Schiff war erst ein Jahr zuvor gebaut und nach den neuesten technischen Erfahrungen ausgerüstet. Die Rundfunkanlage arbeitete durchaus ordnungsmäßig, der Kapitän galt als erfahrener Seemann, der die Fahrt zwischen den beiden genannten Hafenstädten bereits einige Duzend Male gemacht hatte, und auch die Besatzung war durchaus tüchtig. Doch ohne noch ein Lebenszeichen zu geben, verschwand die „Calder“ von der Meeresoberfläche; wie und warum, wird sich wohl nie ermitteln lassen. Der deutsche Lotse war an der Elbmündung von Bord gegangen; er hat das unglückliche Schiff zuletzt gesehen. Sämtliche drahtlosen Stationen an den Nord-

seeküsten und die der in den in Frage kommenden Seegebieten befindlichen Schiffe suchten mit der „Calder“ in Verbindung zu treten, als das Schiff in Hull überfällig geworden war; aber alles war vergebens.

Vielleicht noch geheimnisvoller ist das Los, das den englischen Dampfer „Waratah“ betroffen hat, der am 26. Juni 1909 Durban in Natal Richtung Kapstadt verließ. Fast zu gleicher Zeit lief der Dampfer „McIntyre“ aus Durban aus mit dem selben Bestimmungsort. Beide Schiffe fuhren etwa gleich schnell, und so blieb die „Waratah“ ständig in Sicht des anderen Dampfers. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit war sie aber plötzlich verschwunden, und man hat von ihr nichts mehr gesehen oder gehört, bis zum Jahre 1913, als an der Küste Neuseelands ein Rettungsboot des verschollenen Schiffes antrieb. Es enthielt aber nichts, was auf die Spur der „Waratah“ geführt hätte. Gleich, nachdem klar war, daß dem Dampfer ein Unglück zugestoßen sein mußte, sandte die Admiralität einen Kreuzer aus, um die Angelegenheit zu untersuchen. Indessen wurde nichts gefunden, und man mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Etwa an der selben Stelle, die man für den Schauplatz der Katastrophe der „Waratah“ hielt, lief im Jahre 1919 ein Tankdampfer so heftig auf einen harten Gegenstand unter Wasser, daß im Schiff ein großes Leck entstand. Nur durch eiliges Schließen der wasserdichten Schotten konnte es vor dem Sinken bewahrt werden. Von neuem wurde eine Nachsuche durchgeführt und die ganze Umgebung abgelotet, aber auch jetzt fand sich nichts. Womit der Tanker zusammengerannt war, blieb ungeklärt, wenngleich manches dafür spricht, daß man mit dem Wrack der „Waratah“ zusammengerannt war.

Recht geheimnisvoll ist auch der Fall der Bark „Thurlöw“, die im Jahre 1927 auf der Höhe von Kap Hatteras in Nordkarolina Havarie erlitt und, um die Besatzung zu retten, auf Strand gesetzt wurde. Ein Teil der Besatzung ging an Land, ein anderer blieb zur Bewachung des Schiffes noch an Bord. Als am anderen Morgen die Leute von der Küste zurückkamen, um bei der Bergung der Ladung und womöglich auch des Schiffes zu helfen,

war die Bark spurlos verschwunden. Zunächst glaubte man, die „Thurlöw“ sei im Laufe der Nacht von den Wellen zerschlagen und gesunken. Diese Annahme ließ sich indessen nicht halten, denn viele Wochen später berichtete ein holländischer Segler, der vermißten Bark auf hoher See begegnet zu sein. Die amerikanische Admiralität schickte daraufhin einige Torpedoboote aus, um nach dem verlorenen Schiff zu suchen. Es war indessen vergebliches Bemühen. Im Laufe der Zeit wurde wiederholt berichtet, daß die „Thurlöw“ gesehen worden sei. Es gelang indessen in keinem Falle, sich ihr genügend zu nähern, um volle Gewißheit zu erlangen. Als man sie das letztemal am Horizont auftauchen sah und Anstalten traf, dem Schiffe nachzusetzen, soll dieses wie absichtlich die Fahrtrichtung geändert und in nebliger Ferne verschwunden sein. Seither hat man von der „Thurlöw“ weder etwas gesehen noch gehört.

Meidet den Fahrstuhl in New York!

In New York herrschte seit längerer Zeit ein Streik der Fahrstuhlführer, und es war unratsam, sich einem solchen Gefährtn anzuvertrauen. Zwei Londoner kamen in die Riesenstadt, wählten eines der ersten Hotels, ihnen wurde ein Zimmer im vierzigsten Stock angewiesen, und dann entdeckten sie plötzlich, als sie bereits eine beträchtliche Strecke im Lift zurückgelegt hatten, daß ihr Gefährtn den Betrieb einstellte. Sie riefen den Nachtpförtner an, ob sie in seinem Wacht-raum schlafen könnten. Aber da war nichts zu machen. Also zu Fuß die langen Treppen hinauf. Um sich die Zeit zu vertreiben, wurde verabredet, in den einzelnen Stockwerken sollte jeder je eine lustige Geschichte erzählen. Man begann die Treppen zu ersteigen und näherte sich dem 39. Stockwerke, als der eine, der die nächste Geschichte zu erzählen hatte, plötzlich ein Hohn-gelächter anstimmte. „Aber, Mann“, fuhr ihn der andere an. „Was ist denn mit dir los?“ — „Was mit mir los ist? Was da zu lachen ist? Wir haben unsere Zimmerschlüssel beim Pförtner unten liegen lassen!“